

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 M., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 18808

Inserate kosten die 7spaltige Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— M. jedes Laufend, bei Teilaufgabe 5.— M. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 8 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Näher der Nordsee wüten seit mehreren Tagen heftige Stürme, die zahlreiche Unfälle zu Wasser und zu Lande zeitigten.

Das Streikkomitee der baltischen Arbeiterpartei beschloß mit Vertikinstelmajorität, an der Proklamierung des Generalstreiks für den 14. April festzuhalten.

Der Präsident der chinesischen Regierung hat die Korrespondenz mit der „Regierung“ der Mongolei abgebrochen. Ein Teil des chinesischen Expeditionskorps hat sich auf Peking in Bewegung gesetzt.

Zwei Gedenktage.

Leipzig, 18. März.

Will man die ganze politische Verlotterung des deutschen Bürgertums an einem schlagenden Beispiel aufzeigen, so braucht man nur zwei Daten nebeneinander zu stellen: den 17. März und den 18. März! Nur die Tatsache, daß die Cassel und Konforten zur Feier des 17. März — die sich aus kirchlich-höflichen Rücksichten sogar die Verlegung auf den 10. März, den Geburtstag des Engels Luise, gefallen lassen mußte — in feierlichem Zuge zur Kirche pilgerten, während sie 1898, als der Gedenktag der deutschen Revolution zum 50. Mal wiederkehrte, knapp den Mut zu einer Deputation und Kranzspende für die Gräber der Märzgefallenen aufbrachten. (Die Ausführung des Beschlusses wurde ihnen durch die preussische Polizei erspart, die auch die kleinste offizielle Verbeugung vor den Männen der Revolutionäre von 1848 nicht duldet.) Aber diese Gegenüberstellung tut dem Bürgertum noch zu viel Ehre an. Denn die kümmerliche Ehrung, die die freisinnigen Stadtväter den Blutzeugen der Freiheit zugebracht hatten, wäre nun ein rein konventioneller Akt gewesen, die unrohe Erfüllung einer Repräsentationspflicht unter völliger Teilnahmslosigkeit jener Klasse, als deren Vertreter und Wortführer die liberalen Stadtväter erschienen wären. Die Märzgefallenen im Friedrichshain zu Berlin haben keine Stätte mehr auf den Gedenktafeln des deutschen Bürgertums. Es schaudert vor dem Ludergeruch der Revolution nicht weniger zurück, denn weiland Friedrich Wilhelm IV. vor der Kaiserkrone „aus Dred und Letten“, die ihm das Frankfurter Schwabparlament aufs gesalbte Haupt drücken wollte.

Der 18. März 1848 ist in der bürgerlichen Welt ein vergessener Tag, die Revolution des tollen Jahres eine verklungene Sage. Die Schule nennt sie nicht, günstigenfalls hülst sie über die unangenehme Episode, deren Kenntnis die loyalte Gesinnung der Jugend schädigen könnte, mit einigen verlegenen Redensarten hinweg. Der gebildete

Bourgeois weiß kaum, daß der 18. März ein besonderer Tag ist — wenn er nicht etwa einmal von den Märzfeiern der Arbeiterklasse, von der Wallfahrt des Berliner Proletariats zu den Gräbern des Friedrichshains vernommen hat. Eine Revolution, eine Auflehnung gegen die von Gott gewollte Obrigkeit, kann die deutsche Bourgeoisie nicht feiern, obgleich es ihre eigene Sache war, die sich damals siegreich durchsetzte. Die Erhebung von 1813, ja, das ist eine andere Sache. Das war ein Kampf gegen den äußeren Feind, das war eine Erhebung mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung, auf Befehl des Königs, wenn ihr dieses Etikett auch erst in letzter Stunde von den zitternden Händen Friedrich Wilhelms III. aufgepappt wurde. Und daß dieser Freiheitskrieg direkten Weges in die finsternste Reaktion führte, was geht das die Generation von 1913 an, die die Gefühle, mit der der deutsche Bürger der vormärzlichen Zeit auf das gebrochene Königswort schaute, längst nicht mehr nachzuempfinden vermag.

Und doch, im Grunde genommen hat der Bürger der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts seinen Nachfahren von 1913 nichts vorzuwerfen. Denn der Abscheu vor der Volkserhebung, die Angst vor der Revolution sah schon in den Märztagen des Jahres 1848 dem deutschen Bürgertum tief in den Knochen. Die Bewegung des tollen Jahres hat den kläglichen Ausgang in die Zeit der Manteuffel nehmen müssen, weil schon damals die deutsche Bourgeoisie an der Angst vor der eigenen Courage litt. Raum daß die Barrikaden des 18. März abgetragen waren, erschien ihr viel wichtiger als die Vollendung des revolutionären Werks, als die Vernichtung der reaktionären Gewalten die Befestigung der Ordnung. Obgleich das Proletariat damals die Kinderstube noch nicht ausgetreten hatte, obgleich kaum die ersten, schlüchternen Ansätze zur Selbstbefreiung der Arbeiterklasse in jene Zeit fallen, die Angst des Bürgertums um das heilige Eigentum sah den künftigen Riesen schon in dem Kinde, mit sicherem Instinkt witterte sie den Totengraber ihrer Herrlichkeit. Der Schrecken der roten Revolution, das Gespenst des Kommunismus hat ihr im tollen Jahre beständig im Nacken geessen; in den wahrhaft bescheidenen Forderungen, mit denen die Arbeiter einen kleinen Anteil an den Früchten des Kampfes zu erlangen suchten, in dem ihr Blut vor allem geflossen war, in denen sie dem Bürgertum die Kastanien aus dem Feuer geholt, sahen die Cassel und Mugdan von damals schon die Vorboten der großen Konfiskation. Man braucht nur die Aufzeichnungen der Gebildeten jener Tage aufzuschlagen, um fast auf jeder Seite die Besorgnis zu finden, daß die Revolution weitergehen möchte, als einem soliden Bürger lieb sein konnte, daß die Anarchie hereinbrechen werde, nachdem der Vöbel einmal die Süßigkeit der Auflehnung gekostet habe. So ist in den Erinnerungen der geistreichen Fanny Lewald, die in jenen Tagen des ehrlichen Glaubens war, eine Demokratin zu sein und die für eine Frau der Bourgeoisie dieser Zeit über eine anerkanntswerte Portion

Mut und Einsicht verfügte, zudem als Befeknerin eines wenn auch arg verschwommenen schöngeistigen Sozialismus dem Proletariat keineswegs feindlich gegenüberstand, solchen Betrachtungen und Befürchtungen ein großer Raum gewidmet. Und wenn die Verfasserin auch als die Verteidigerin der guten, braven Arbeiter auftritt, die zu Paris und zu Berlin in den Tagen des Aufstandes das Eigentum mit heiliger Scheu respektiert haben und die nach ihrer Ansicht durch ein wenig Entgegenkommen, mit einigen kleinen Opfern der Herrschenden leicht zufriedenzustellen waren, man liest zwischen den Zeilen, wie unheimlich es der Dame im innersten Herzen angefiel, der aus der Enge des Polizeistaats losgebrochenen Massen ist, wie sie sich förmlich selbst Mut einzupredigen sucht. Immer wieder versichert sie mit verdächtigem Eifer ihren Lesern und sich selbst, daß nichts zu fürchten ist, immer wieder hat sie sich mit dem Schatten auseinanderzusetzen, der ihr auf ihre Tagebuchblätter fällt. In einer Schilderung eines Erinnerungs- und Demonstrationszuges, den die Berliner gewissermaßen als Protest gegen die schlappe Haltung der liberalen Märzminister in den Julitagen nach den Gräbern der Märzgefallenen unternahmen, nimmt eine Schilderung der Gruppe der „brotlosen Arbeiter“ den breitesten Raum ein. Da heißt es: „Sie haben kein Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber sie haben die Natur, die ihnen fröhlichen Schmutz leihet, sie haben nicht Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber sie haben den festen Glauben, daß die Besitzenden sie als Brüder erkennen gelernt haben, daß die Verständigen einen Weg ermitteln werden, den Brotlosen nicht nur Arbeit und Brot, sondern soviel Arbeit und soviel Brot zuzuwenden, daß er den Anspruch jedes Erschaffenen, jedes Existierenden auf Genuß, nach seiner Weise zu befriedigen vermöge. Die Brotlosen haben nicht geraubt, sie haben den Besitzenden nichts genommen, aber angefangen, dringend zu fordern und das ist ihre Pflicht, weil es ihr Recht ist. Sie werden berechtigt sein, sich einen Platz in der Gesellschaft und Genuß des Lebens zu erkämpfen, wenn man nicht friedliche Mittel findet, ihnen genug zu tun. Wer ein Herz hatte, dem mußte es erzittern in der Brust, wenn er sie sah, die brotlosen Arbeiter, in ruhiger Haltung einhergehend, geschmückt mit der blühenden Farbe der Hoffnung, mit dem grünen Laube des Frühlings. Betrügt diese Hoffnung nicht! Verwandelt das Vertrauen nicht in Haß! gewährt aus Klugheit um Eurer Ruhe willen, wenn Ihr nicht gut genug seid, aus Liebe zu gewähren.“

Das Problem, das Fanny Lewald damals so leicht löslich erschien bei ein wenig Liebe oder auch nur Klugheit, das Problem, „den Brotlosen nicht nur Arbeit und Brot, sondern soviel Arbeit und soviel Brot zuzuwenden, daß er den Anspruch jedes Erschaffenen, jedes Existierenden auf Genuß nach seiner Weise zu befriedigen vermöge.“ ist heute noch nicht gelöst. Und weil es in der kapitalistischen Gesellschaft unlöslich ist, weil das Proletariat diese Gesellschaft zertrümmern muß, wenn es den Anspruch jedes Erschaffenen

Feuilleton.

Momm Lebensknecht.

Ein Roman von Ottomar Essing.

181 (Maquoud verboten.)

Große Laten träumte Momm Lebensknecht. Das Träumen aber war bald nicht mehr seine Sache, es trieb ihn nach Wirklichkeit. Er beneidete die Fuhrknechte, die auf den Bänken in der Wirtstube saßen. Er selbst wollte ein Glas — freilich nicht voll Brantwein! — von ihrer Hand gereicht haben. Wie nur? Den Mut, allein offen und frei in die Tür der letzten Barmherzigkeit zu treten und sein Bier zu fordern, hatte er nicht. So suchte er Hilfe und war listig genug dabei.

Mit Peter Steen und Douwinus, die trotz ihrer gegenseitigen Abneigung durch ihre Freundschaft zu Momm auch untereinander zusammengehalten wurden, war er draußen in der Heide gewesen. Weit über das Gut hinaus, das Aslehöved hieß, — nach den mächtigen Eichen, die das Herrenhaus umrauschten, — weit auf die Ebene hinaus waren die drei Kameraden gezogen und hatten den Torfstechern zugehört, die ihre braunen Stufen in das Moor gruben bis unten hin, wo sich das Grundwasser ansammelte und der Torf zu schlammig wurde.

Peter hatte mit seinem Stock einer Kreuzotter den Rücken gedrohen. Douwinus war vor dem wildjüngelnden Tiere geflohen, und Momm war, wie das oft vorkam, unschlüssig zwischen dem Drachentöter und dem Feigen stehen geblieben. Heidekraut und Tannenzapfen hatten sie gesammelt und nach Art der Jugend wieder von sich geworfen.

Auf der Rückkehr, gerade als die Letzte Barmherzigkeit in Sicht kam, wurde Momm Lebensknecht merkwürdig schwach.

„Solchen Durst!“ stöhnte er und schluckte, als sei ihm die Kehle ausgetrocknet. Peter untersuchte den Graben. Das Wasser war nicht zu brauchen.

„Schwindlig.“ ächzte Momm und wankte immer näher zu der letzten Barmherzigkeit hin. „Muß was zu trinken haben.“

„Sein Durst steckte die andern an; auch ihnen lag die Zunge fest schwer im Munde.“

„Denn hier man rin.“ meinte Peter.

Momm Lebensknecht war ein guter Schauspieler, er stotterte: „Da?“

„Ach, ist ja ganz einerlei, wo.“ drängte Peter.

Douw rümpfte die Nase. Aber sie marschierten richtig in das alte Wirtshaus hinein. Schlaug gemacht, dachte Momm.

Die Deern war allein.

Raum aufrecht konnten die großen Jünglinge in der Stube stehen. Dicke Balken ließen unter der Decke entlang, besetzt mit buntem, fleckigem Papier. In der einen Ecke hing das Bild einer Heiligen, davor war eine Konsole mit einem brennenden Oelkämpchen. Seltfam fremde Welt.

„Bier.“ bestellte Peter Steen.

Die Deern schenkte ein. Streifte ihr Blick zu Momm hinüber? Betrog ihn nur sein Wunsch? Nein. Als sie die drei Gläser herbeibrug, lachte sie ihn kurz an. Peter Steen hielt den Trunk wider das Licht. „Da wie alte Tinte.“ murmelte er. „Na, der Durst muß es runterzingen.“ — Er setzte an und trank in einem Zuge. — Douw prüfte das Bier nicht und genoss es auch nicht, — sein Auge musterte unehrlich das Mädchen, das sich an den Ofen setzte und ohne die Gäste zu beachten, an irgendeiner kümmerlichen Handarbeit wirkte. Momm aber, der sah nicht aufs Bier und nicht aufs Mädchen, sondern zum Fenster hinaus.

„Hier halt' ich es nicht aus.“ sagte Peter. Sein Glas war leer. „Ich warte draußen.“ Er warf seinen Schilling hin und ging.

Die andern beiden sahen schweigend zusammen. Wo war der allbesiegende Momm? Er nippte am Glase. Douwinus aber verstand sich darauf, mit der Deern ins Gespräch zu kommen. Er trat auf ihn zu.

„Hier ist es ja so dunkel. Du verdirbst dir deine Augen, wie?“

Das Mädchen hob den Kopf und lachte spöttisch: „Ich seh' am besten in der Nacht.“

„Das tun die Katzen.“

„Bin vielleicht eine.“

„Glaub' ich auch.“

Momm wollte aus Eifersucht kühn werden, er ging ebenfalls auf die Ofenbank zu, stammelte aber nur: „Wirklich ... nichts zu erkennen.“

Des Mädchens Augen blinnten ihn an.

Douwinus war forsch: „Wie heißt du denn?“

Sie sah ihn von der Seite an: „Wozu du das wissen willst.“

Da wagte es Douwinus, ihr unters Kinn zu greifen. Sie schob die Hand weg, als ob sie eine Fliege verjagte.

„Douw! So was doch nicht!“ sagte Momm entrüstet.

„Na, seid ihr bald so weit?“ rief Peter Steen zur Tür herein.

Hastig leerte Momm sein Glas. Douwinus aber ließ sich Zeit:

„Ich krieg' jetzt überhaupt erst Durst. Geht man langsam voraus.“ schlug er vor.

Das wollte Momm nicht, und so half es Douwinus nichts, er mußte mit heimziehen. Unterwegs machte ihm Momm Vorwürfe. Douwinus lachte ihn aus.

„Warum soll man da denn noch Umstände machen? Weinst du, die will das anders haben?“

„O gewiß! Die ist nicht so.“ versicherte Momm in heiligem Eifer.

„Daß man sich mit so etwas überhaupt abgeben mag.“ brummte Peter Steen. „Ich hab' sie gar nicht anerkannt. Und antühren? Oha, bloß nicht!“